

Die Gotteskindschaft in Luthers Kirchenliedern

Von Hans Schöttler, Magdeburg

Bekanntlich hat die Reformation in Magdeburg vor nun 400 Jahren nicht durch die evangelische Predigt, sondern durch das evangelische Kirchenlied Eingang gefunden. Schon diese eine Tatsache reicht aus für den Nachweis, daß in dem reformatorischen Kirchenliede Glaubenskräfte wirksam sein müssen, denen das römische Wesen nicht standhalten konnte.

Solche Kräfte traten hier freilich nicht in lehrhafter Form zutage. Am allerwenigsten bei dem ersten und unerreichten Meister des evangelischen Kirchenliedes, bei D. Luther selbst. Er war viel zu wenig Systematiker und viel zu sehr Künstler, als daß seine Lieder hätten Lehrgedichte werden können. Er denkt nicht in Begriffen, sondern malt in Bildern. Sein Christentum ist nicht — was es bei seinen Nachfahren nur zu sehr und zu oft geworden ist — Lehre und Wissenschaft, sondern Leben und Wirklichkeit. Jedes Lehrstück wird ihm zu einem Erlebnis der Seele. Er redet nicht von „Erlösung“, sondern von Gottes „ süßer Wundertat“. Den ganzen Liebesratschluß Gottes stellt er mit einem Wort vor unsere Augen: „Er dacht' an sein' Barmherzigkeit, er wollt' mir helfen lassen. Er wandt' zu mir sein Vaterherz.“ Alles, was Stellvertretung heißt, gipfelt in der einen Zusage: „Ich gab mich selber ganz für dich, da will ich für dich ringen!“

Kein Wunder, daß der theologische Kunstausdruck „Rechtfertigung“ in seinen Liedern keinen Platz gefunden hat. Ein Vers, wie der des Paul Speratus,

„Es ist gerecht vor Gott allein,
Wer diesen Glauben fasset;
Der Glaub' gibt uns von ihm den Schein,
So er die Werk' nicht lasset,“

wäre für Luther ein Ding der Unmöglichkeit gewesen.

Wenn er in die Saiten greift, dann hat er den Theologen ausgezogen, nur das echte, innige Gotteskind ist übriggeblieben! Sein Gottesverhältnis spricht sich immer nur auf eine Weise aus: als lautere Gotteskindschaft.

Aber freilich nicht in begrifflicher Form und bewußter Reflexion. Seine ganze Redeweise ist nichts anderes als „Kinderrede heiligen Geistes“, unbewußt, unmittelbar aus dem Herzen strömend und darum so unwiderstehlich zu Herzen gehend.

Das ist nirgends so sehr der Fall, als wenn er den Heiland preist als den Gottessohn, der die Gotteskindschaft in sich verwirklicht und für alle Zeit, ja für die Ewigkeit in sich vollendet hat. Wie klingt doch dieser e i n e Gedanke durch alles hindurch! Wie tritt er in Luthers erstem Kirchenlied als Leitmotiv immer wieder hervor!

Da wird seine Menschwerdung mit wenigen Strichen, sozusagen in Holzschnittmanier, aber mit vollkommener Klarheit gezeichnet:

„Der Sohn dem Vater gehorsam ward,
Er kam zu mir auf Erden
Von einer Jungfrau rein und zart,
Er wollt' mein Bruder werden.“

Das gleiche Motiv wird dann in den Weihnachtsliedern in den verschiedensten Farben wiederholt:

„Des ew'gen Vaters einig Kind
Setzt man in der Krippe find't;
In unser armes Fleisch und Blut
Verkleidet sich das ew'ge Gut.“

Ebenso wird es in seinem einzigartigen „Kinderlied auf die Weihnacht“ dem Engel in den Mund gelegt:

„Es ist der Herr Christ, unser Gott,
Der will euch führ'n aus aller Not;
Er will eu'r Heiland selber sein,
Von allen Sünden machen rein!“

Aber wenn auch die Einzigartigkeit seiner Person aufs stärkste betont wird, so geschieht es doch niemals, ohne seine Zusammengehörigkeit mit uns, seine Gemeinbürgerschaft für uns sofort danebenzustellen. Das sehen wir nicht nur aus den beiden

zuletzt angeführten Liedstrophen, sondern noch besonders deutlich aus dem dritten Weihnachtelied, was wir in unserem Gesangbuch ihm verdanken. Dort heißt es:

„Er will und kann euch lassen nicht,
Setzt ihr auf ihn eu'r Zuversicht;
Es mögen euch viel fechten an,
Dem sei Troß, der's nicht lassen kann!“

Ihm geht die Person des Heilands unwillkürlich in sein Werk über, das „Christologische“ ins „Soteriologische“. Und ebenso gehen die einzelnen Phasen seines Werkes ineinander über. Das ist bei ihm nicht etwa Zufall, sondern Absicht. So wenig er in seinem kleinen Katechismus theologisch vorgegangen ist, so wenig auch in seinen Kirchenliedern. Wo die Religion redet, muß die Theologie schweigen. Dafür ist der unwiderleglichste Beweis das Zeugnis, was der Dichter dem Heiland über sein Erlösungswerk in den Mund legt. An die lapidare Zusage:

„Ich bin dein und du bist mein,
Und wo ich bleib, da sollst du sein,
Uns soll der Feind nicht scheiden!“

knüpft er unmittelbar den Ertrag seiner Kreuzestat und seiner Auferstehung:

„Bergießen wird er mir mein Blut,
Dazu mein Leben rauben;
Das leid' ich alles dir zu gut,
Das halt' im festen Glauben.
Den Tod verschlingt das Leben mein,
Mein' Unschuld trägt die Sünde dein,
Da bist du selig worden!“

Hieran schließt sich sogleich der Sinn seiner Himmelfahrt und der Segen von Pfingsten:

„Gen Himmel zu dem Vater mein
Fahr' ich aus diesem Leben;

Da will ich sein der Meister dein,
Den Geist will ich dir geben,
Der dich in Trübnis trösten soll
Und lehren mich erkennen wohl
Und in der Wahrheit leiten.“

Es fehlt hier also jede theologische Differenzierung; alles wird in monumentaler Größe und biblischer Schlichtheit dargestellt, die sich nicht in Einzelheiten verliert, sondern das Ganze mit gewaltiger Kraft zusammenfaßt.

In noch viel auffallenderem Maße zeigt sich das alles in seinem unvergleichlichen Osterlied: „Christ lag in Todesbanden!“ Hier ist die Ostertatsache nicht etwa ausschließlicher Gedanke, sondern beherrschender Höhepunkt. Das gesamte Erlösungswerk wird in breiten Linien dargestellt; die Macht des Todes (B. 2 und 3) und der Sieg des Lebens (B. 4 und 5), beides kommt zu Wort, aber wird immer wieder überstrahlt vom Osterlicht:

„So feiern wir das hohe Fest mit Herzensfreud und Wonne,
Das uns der Herr erscheinen läßt, er selber ist die Sonne,
Der durch seiner Gnaden Glanz erleuchtet unsre Herzen ganz,
Der Sünden Nacht ist vergangen! Hallelujah.“

Mit seinen Pfingstliedern tritt Luther sofort vom Boden der Geschichte auf den der religiösen Wirklichkeit. Er hatte ja die beiden Strophen „Komm, Heiliger Geist, Herre Gott!“ und „Nun bitten wir den Heiligen Geist“ vorgefunden und konnte um so mehr in allem, was folgte, seinem eigensten religiösen Empfinden Raum geben. So wurde ihm der Heilige Geist völlig zum Geist der Kinderschaft, zu dem er ruft: „Lehr' uns Gott recht erkennen, von Herzen Vater ihn nennen!“ Aber für die Erkenntnis des Vaters gibt's nur einen Weg, darum die andere Pfingstbitte:

„Du wertest Licht gib uns deinen Schein,
Lehr uns Jesum Christ kennen allein,
Daß wir an ihm bleiben, dem treuen Heiland,
Der uns bracht hat zum rechten Vaterland!“

Wo aber Gottes Kinder sich begegnen, da kann's nicht anders sein als in heiliger Liebe. Alle wahre Gotteskindschaft muß zwischen Menschen zu wahrer Bruderschaft führen, deshalb fährt Luther fort:

„Du süße Lieb, schenk uns deine Gunst,
Laß uns empfinden der Liebe Brunst,
Daß wir uns von Herzen einander lieben
Und im Frieden auf einem Sinn bleiben!“

Doch der Kindesgeist gegen Gott, der Brudergeist zwischen Menschen wird zum sieghaften Heldengeist gegenüber der Welt. So klingt es hier wie dort auf den gleichen Tone aus:

„Daß wir hier ritterlich ringen,
Durch Tod und Leben zu dir dringen!“

und

„Du höchster Tröster in aller Not,
Hilf, daß wir nicht fürchten Schand noch Tod!
Daß in uns die Sinne nicht verzagen,
Wenn der Feind wird das Leben verflagen!“

Wenn sich in Luthers Festliedern die religiöse Empfindung um die zwei Brennpunkte: „Gottes Sohn“ und „Gottes Kinder“ bewegt, so kann man von den übrigen sagen: „Die Brennpunkte sind dieselben, aber die Bewegung geht in umgekehrter Richtung: von der Tatsache der Gotteskindschaft zu der Tat des Gottessohnes.“

Denn die Gotteskindschaft ist ihm nichts Selbstverständliches, Naturgegebenes, sondern das Werk der Gnade. Bis auf den Einen, der „Gottessohn“ war „voller Gnade und Wahrheit“, wird ein Gotteskind nicht geboren, sondern wiedergeboren. Auch der beste und edelste Christ muß durch Zeiten hindurch, wo es ihm geht wie einst dem verlorenen Sohn, „da er noch ferne war“, fern von dem Hause und dem Herzen seines Vaters. Luther hat diesen Zustand der Gottesferne in all seinen Tiefen durchlebt und mit all seinen Schrecken zum Ausdruck gebracht in jenem Liede, das ein Selbstbekenntnis von weltgeschichtlicher Größe bedeutet: „Dem Teufel ich gefangen lag“, so lautet der Anfang, „Zur Hölle muß' ich sinken“ der Schluß

und zwischen beiden alles das, was er von jener Pein sagt, „an der er, wenn sie ganz sich an ihm vollendet hätte, ganz und gar hätte vergehen und alle seine Gebeine hätten zu Asche werden müssen“. Es ist zu verstehen, daß solche erschütternden Erfahrungen auch in sein späteres Leben ihre Schatten geworfen haben, daß der Kampf gegen sie noch bis in seine erste These von 1517 hineinreicht, wonach das „ganze Leben der Gläubigen Buße“ sein soll. Darum ist sein Bußlied „Aus tiefer Not“ nicht etwa das Bild einer hinter und unter ihm liegenden Vergangenheit, sondern der immer sich erneuernden Gegenwart. Es bleibt dabei: „Vor dir sich niemand rühmen kann!“ Aber es bleibt auch bei dem Gotteskampf: „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn!“, den jeder, der „aus dem Geist erzeuget“, d. h. ein Gotteskind geworden ist, nicht anders als siegreich beenden darf.

So gipfelt auch diese Nachdichtung eines alttestamentlichen Musters in neuteamentlichem Geist. Es ist ihm gar nicht anders möglich — ein Zeugnis von der Gotteskindschaft, die ihm, wie alle vitalen Zustände, zum u n b e w u ß t e n Eigentum geworden war.

Ebenso ist es ihm mit seinen Katechismusliedern gegangen, bei denen die Magnetnadel seines inneren Lebens sich immer wieder in dieser Richtung einstellt. Daher in seinem „Dies sind die heiligen zehn Gebot“ die köstlichen Erklärungen im zweiten Zeilenpaar jeder Strophe, eine Volksethik von einer so fernigen praktischen Form, wie sie nur ein Meister der Sache wie der Sprache geben konnte.

So zum ersten Gebot: „Du sollst mir ganz vertrauen dich, von Herzensgrund lieben mich!“ oder zum dritten: „Du sollst von dein'm Tun lassen ab, daß Gott sein Werk in dir hab'!“ endlich zum achten, wo es von dem Nächsten heißt: „Sein Unschuld sollst auch retten du und seine Schande decken zu!“

Es mag mancher sein, der die Erklärungen des Kleinen Katechismus im Laufe der Zeit vergessen hat. Aber diese Verse vergißt keiner, der sie einmal gelernt hat!

Wenn das Glaubenslied „Wir glauben all an einen Gott“ in dem Wittenberger Gesangbuch von 1524 unter den Trinitatisliedern steht, so ist doch nicht sein eigentlicher Zweck, die Dreieinigkeit zu feiern, sondern das Glauben dem Menschenherzen nahezubringen. Ich sage „d a s Glauben“, denn nicht der *I n h a l t* ist dem Dichter die Hauptsache, sondern die *F a t z*; das „f ü r u n s“, was in allen drei Strophen an entscheidender Stelle steht: vom Vater heißt es: „Er sorget f ü r u n s, hüt't und wacht“, vom Sohn: „f ü r u n s gestorben und vom Tod wieder auferstanden durch Gott!“, vom Heiligen Geiste: „nach diesem Leben ist bereit u n s ein Leben in Ewig-

feit!" Das Vaterunserlied ist bei aller Schlichtheit der Form von solcher Tiefe des Gemüths und solcher Kraft des religiösen Lebens, daß es als Erklärung des Dritten Hauptstückes gar nicht genug empfohlen werden kann. Es ist von Anfang bis zu Ende „Kinderbitte heiligen Geistes“. Außerdem aber ist seine Melodie so hochwertig — nicht umsonst hat Meister Johann Sebastian Bach sie so gern bearbeitet —, daß sie in den eisernen Bestand unserer Kirchenlieder aufgenommen zu werden verdient.

Die beiden Sakramentslieder „Christ unser Herr zum Jordan kam“ und „Gott sei gelobet und gebenedeiet“, zum Teil vorreformatorischen Ursprungs, sind überall da, wo ihr Gebrauch durch ehrwürdiges Herkommen nicht liturgisch verankert ist, im gottesdienstlichen Leben zurückgetreten. Man wird hierin ein Urtheil der Geschichte erkennen müssen, das seine innere Berechtigung hat. Immerhin mögen diese Lieder, wo sie ihren Platz haben, ihn auch behalten. Auch sie ruhen ja auf dem Gedanken der Gotteskindschaft, denn sie sind auf den Grundton gestimmt: „E s g a l t e i n n e u e s L e b e n!“ Das kann aber kein anderes sein als das der Gotteskinder.

Und hier scheint es angezeigt, auf eine Tatsache hinzuweisen, die an diesen wie an den noch folgenden Liedern besonders hervortritt: Je tiefer sie in der Gotteskindschaft wurzeln, desto weniger zeigen sie davon auf der Oberfläche. Hier ist es nicht der Ausdruck, der davon Zeugnis gibt, sondern die Stimmung, von der diese Lieder getragen werden. Das gilt besonders von denjenigen unter ihnen, die man „Reichslieder“ im besten Sinne nennen kann, denn sie sind herausgeboren aus den Kämpfen und Siegen des Reiches Gottes. Der sie zuerst angestimmt, war ja durchdrungen von der Gewißheit: „Was wir bauen, ist nicht Menschensache, sondern steht und fällt mit dem Reiche Gottes!“ Wir dürfen kühnlich noch mehr sagen: Was der „Wittenbergisch Nachtigal“ damals aus Mund und Herzen drang, war inspiriert von der Zusage des Heilands: „Es ist eures Vaters Wohlgefallen, euch das Reich zu geben!“ und von der Zuversicht seines großen Apostels: „Sind wir denn Kinder, so sind wir auch Erben, nämlich Gottes Erben und Miterben Christi!“ Und diese Erbschaft ist eben nichts anderes als „das Reich, das bereitet ist von Anbeginn der Welt“. Darum die schwere Sorge um dies Reich, die ihm aus tiefster Seele heraufklingt:

„Ach Gott vom Himmel, sieh darein
Und laß dich des erbarmen,
Wie wenig sind der Heil'gen dein,
Verlassen sind wir Armen!“

Darum das heilige Anliegen:

„Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort
Und steure deiner Feinde Mord!“

Darum die klare Erkenntnis: „Wär' Gott nicht mit uns diese Zeit, wir müßten gar verzagen!“

Aber über all diesem Klagen und Zagen steht die eine felsenfeste Gewißheit: „Deus noster refugium et virtus, Ein feste Burg ist unser Gott!“ Aus dieser Gewißheit fließt der Heldenmut, der auf dem Höhepunkt aller Gefahr und Not das gewaltige Schlachtlied anstimmen konnte, das an Frömmigkeit wie an Kraft nicht seinesgleichen hat. „Luther in Person!“ so hat man von diesem Liede gesagt. Gewiß, und doch ist es gerade darum so unerhört persönlich, weil er sich getragen fühlte von der „Gemeinschaft der Heiligen“, weil er sich berufen wußte zum Herold des Reiches, „das nimmermehr zerstöret wird“. So ist das Gotteskind zum Gotteheld geworden, das für sich und für andere nur noch eine Losung kennt: „Kämpfe den guten Kampf des Glaubens, ergreife das ewige Leben!“

Und damit kommen wir zu einer letzten Gruppe von Liedern: den Sterbeliedern. Es sind nur ihrer zwei, nämlich das gewaltige „Media in vita“ und das „Nunc dimittis“ des alten Simeon. Aber so klein die Zahl, so groß ihr Wert. Es gibt nichts, was die Not des Sterbens eindrücklicher wiedergeben könnte, als die Nach- und Umdichtung des alten Mönchsgesangs; und nichts, was den Abendfrieden einer scheidenden Menschenseele uns so nahe brächte als das Schwanenlied des Patriarchen. So etwas läßt sich nicht anempfinden; es will erlebt sein. Und dieser Mann hat es erlebt. Er konnte mit Paulus sagen: „Als die Sterbenden, und siehe, wir leben!“ Wenn er auch nie ein Wort von Gotteskindschaft geredet hätte — aus diesem Liede wissen wir, daß er ein Gotteskind war!

Damit soll's genug sein an unserm kurzen Gang durch Luthers Kirchenlieder. Man hat sie wohl mit Recht „alte Stürmeichen“ genannt. Sie sind es nach Größe, Kraft und Deutscherheit ihrer Herkunft. Aber eins ist in diesem Bilde nicht ausgedrückt: die köstliche Frucht, die sie in vier Jahrhunderten getragen haben, die Frucht echt-evangelischen, biblischen, mannhaften Christentums! Wohl dem, dem diese Frucht in der eigenen Seele erwächst, das Christentum der Gotteskindschaft.